

Sandro Pignotti: Walter Benjamin – Judentum und Literatur. Tradition, Ursprung, Lehre mit einer kurzen Geschichte des Zionismus (= *Cultura*, Bd. 46). Freiburg i. B. [u.a]: Rombach 2009. 299 S., 39,80 €.

Das Herausstellen des Jüdischen in den Werken der großen jüdischen Denker und Autoren des frühen zwanzigsten Jahrhunderts wie Kafka, Freud, Arendt und, wie in Sandro Pignottis Studie, Walter Benjamin, hat in den letzten Jahren Hochkonjunktur. Die Anziehungskraft dieser Fragestellung liegt nicht zuletzt darin, dass sich das am Beginn des 21. Jahrhunderts entworfene Bild der Moderne mit zahlreichen Merkmalen jüdischer Existenzweisen überschneidet: Exil und Wurzellosigkeit, gespaltene Identität und Kosmopolitismus, Schriftfixierung und Erinnerungskultur spielen darin eine Hauptrolle. Es ist das Verdienst Pignottis, die jüdische Dimension im Denken Benjamins nicht in einem dieser gängigen Paradigmen zu suchen, sondern in einem oft vernachlässigten Aspekt der jüdischen Tradition selbst. So versucht Pignotti, das Jüdische im Werk Benjamins an die heute eher veraltet klingende Idee der Lehre,

vor allem in ihrer mündlichen Form, festzumachen. Dadurch gelingt ihm die Erstellung einer originellen und potentiell fruchtbaren Perspektive, die allerdings oft unscharf bleibt und immer wieder an ihre Grenzen gerät.

Auffallend ist zunächst die Unausgewogenheit der drei Abschnitte des Buchs. Im ersten Teil, „Zionismus und Jugendkultur“, zeigt Pignotti sehr überzeugend, dass das Jüdische in Benjamins Denken in seiner Auseinandersetzung mit der europäischen Literatur gesucht werden muss. Einsichtig wird hier auch die Rolle des Jüdischen als Ergänzung der „ästhetisch inspirierten Kulturmodelle“ (S. 38) der deutschen Klassik. Auf diesen ersten Teil folgt eine in sich stimmige, aber kaum auf Benjamin Bezug nehmende zusammenfassende geschichtliche Abhandlung des Kulturzionismus. Dadurch wird der erste Abschnitt, der bereits die wichtigsten Thesen der Studie enthält, von deren Beweisführung im dritten, bei weitem umfangreichsten Teil mit dem umständlichen Titel „Die Begriffe Tradition, Ursprung und Lehre in Literatur- und Philosophiekritik Walter Benjamins“ getrennt, was der Überzeugungskraft des Ganzen kaum zugutekommt.

Pignotti verwirft zurecht die verbreitete Annahme, dass das Judentum für Benjamin nur „unbestimmte Pietät“ und „Wissen um Antisemitismus“ sei (S. 32). Ebenso vermeidet er weitgehend die in der Benjamin-Rezeption üblichen Verweise auf jüdisches Gedankengut in dessen Werk (wie Messianismus und politische Theologie). Pignotti möchte hingegen zeigen, dass Benjamin in seiner Zeit wesentlich zur innerjüdischen Debatte um europäisch-jüdische Identität beigetragen hat, allerdings nicht über einen politisch verstandenen Zionismus sondern über eine eigene Form des Kulturzionismus. Diese äußert sich, so Pignottis Hauptthese, in der Benjamins gesamtes Werk durchziehenden „strategischen Ursprungsdiagnostik zwischen Literatur und jüdischen Traditionsformen“ (S. 21). Diese Dialektik ist auf eine Lehre ausgerichtet, die auf mündlicher Überlieferung beruht und, Pignotti zufolge, in der talmudischen Haggada wurzelt. Pignottis Ansatz ist insofern vielversprechend, als er im Zusammendenken von Benjamins Auseinandersetzung mit der europäischen Literatur und den in seinem Werk zweifellos enthaltenen Spuren der jüdischen Tradition über Einsichten zu Benjamins hinaus einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der kulturellen Komponente der literarischen Moderne und des modernen Denkens über Literatur im Zusammenhang mit religiösen Traditionen überhaupt leisten könnte.

Dass dies nur teilweise gelingt, liegt zunächst an den ungenügend geklärten Begriffen von Pignottis Hauptthese. Ansätze einer Erklärung der Begriffe „Ursprung“, „Dialektik“ und „Lehre“ sind nur fragmentarisch und verstreut

über das ganze Buch zu finden oder werden oft sehr spät eingeführt, nachdem sie schon unzählige Male angeführt wurden (im Falle der Haggada in einer Fußnote auf Seite 222). Zumeist bleiben sie vage und, wie für die Benjaminsche Auffassung von Dialektik (auf Seite 166), nahezu tautologisch. Die Beschreibung dieser Dialektik zwischen Judentum und Literatur wird zusätzlich durch Widersprüche verdunkelt: Ob es sich um „Dialog“, „Konkurrenz“ oder „strategische Komplementarität“ handelt – alle drei Begriffe in ein und demselben Satz (S. 21) – oder, wie an anderen Stellen, als Korrektiv oder einfach als Bakhtinsche „Heteroglossia“ (die bekanntlich keiner Dialektik bedarf), bleibt unbestimmt. Hinzu kommen überspitzte Behauptungen wie: „Die Begriffe Tradition, Judentum, Literatur oder Literat sind für [Benjamin] austauschbare strategische Metaphern und meinen nahezu dasselbe“ (S. 39). Wenn „Judentum“ und „Literatur“ dasselbe meinen, wäre eine Dialektik zwischen ihnen wohl schwer vorstellbar. Ferner bewirkt das Zusammenwerfen von „Lehre“, „Ursprung“, „Tradition“, „Konstellation“, „Allegorie“, „dialektisches Bild“, „Haggada“, „Erzählung“ und „Märchen“ (S. 39), die alle, ohne Einteilung in Ober- und Unterbegriffe, Benjamins „strategische Dialektik zwischen Judentum und Literatur“ aufzeigen sollen, den Eindruck eines Sammelsuriums. Am undeutlichsten bleibt der Begriff des „Strategischen“, denn der Zweck der Sache – und ob überhaupt von einem Zweck zu sprechen ist – bleibt weitgehend unausgesprochen. Zuweilen entsteht der Eindruck, dass der Zweck der Dialektik von Judentum und Literatur eben diese Dialektik selber ist.

Das zweite Problemfeld der Studie – deren größte Herausforderung, aber auch deren exponiertester Aspekt – liegt in Pignottis Versuch, die Bedeutung eines jüdischen Begriffs von Lehre auch an jenen Texten Benjamins festzumachen, die kaum oder, zumindest auf einen ersten Blick, überhaupt keinen Bezug zu Jüdischem aufweisen. Zwar gipfelt Pignottis Beweisführung seiner Hauptthese in seiner Besprechung von Benjamins Kafka-Aufsatz (und dort liefert er auch seine überzeugendste Argumentation), so ist die Bedeutung des Buches gleichwohl nicht in diesem Schlussteil zu suchen. Der Zusammenhang mit der jüdischen Tradition liegt dort – nicht zuletzt aufgrund von Benjamins expliziten Bezügen auf Halacha und Haggada in diesem Aufsatz – auf der Hand und wurde bereits in zahlreichen anderen Studien der Benjamin-Rezeption besprochen. (So etwa in wichtigen Aufsätzen von Irving Wohlfarth, den Pignotti nur einmal flüchtig zitiert.) Innovativer und gewagter ist etwa Pignottis Suche nach Jüdischem in seiner Auseinandersetzung mit Benjamins früher Hölderlin-Arbeit und dem Aufsatz zu Goethes *Wahlverwandtschaften*.

Der Nachweis der jüdischen Dimension dieser Texte wirkt in diesen Teilen der Studie allerdings oft überhöht und aufgesetzt.

In einer ansonsten durchaus einleuchtenden Besprechung von Benjamins Vergleich zwischen den Gedichtfassungen von *Dichtermuth I* und *II*, in denen Benjamin noch Hölderlins Mythosverfallenheit nachweist, und *Blödigkeit*, dem Benjamin ein „legitimere Weltbild“ zugesteht, möchte Pignotti aufweisen, dass dieser Vorrang der letzteren Fassung auf deren „dialektisch-haggadischer Konsistenz“ (S. 118) statt auf „antiken Mythologemen“ (S. 124) beruht und für Benjamins „Blick auf den ‚europäisch-jüdischen Gegenwartsbezug‘“ (S. 122) zeugt. Dass die „Sagen“ in den Schlusszeilen von *Blödigkeit* sich „zu der Menschheit kehren“ oder dass im Gedicht „dein Fuß“ auf „Wahrem gehen“ soll und das hebräische Wort „Halacha“ von „gehen“ abgeleitet ist, genügt kaum für die Beweisführung eines jüdischen Subtexts in diesem Gedicht (S. 126). Mythos-Kritik in der Moderne ist schließlich nicht nur Jüdischem vorbehalten, sondern speist sich auch aus den Quellen der Aufklärung. Ebenso ist die Funktion der in Goethes Roman eingelassenen Novelle der *Wunderlichen Nachbarkinder*, die Pignotti mit dem „Rashi Kommentar und den andren Tosafoth“ (S. 150) vergleicht, nur ein schwacher Beweis für die Präsenz „jüdischer Lehrtraditionen“ (S. 158) und einen „überlieferten dialektisch-haggadischen Gehalt“ (S. 144) in Benjamins Aufsatz. Überzeugender ist hingegen Pignottis Assoziation von Benjamins anti-mythischer Interpretation der Novelle im Roman als vom Jüdischen herstammende Lebensbejahung. So spricht Benjamin in einem Brief an Florens Christian Rang vom 26. November 1923 vom „jüdischen Standpunkt“, von dem aus die Thora im Gegensatz zum „christlichen Todesmysterium“ Lebensversprechen beinhaltet.

Insofern dieser Gedanke Pignottis Ansatz implizit unterliegt, leistet seine Studie trotz aller Schwächen – nicht zuletzt der irritierenden Herabsetzung der politischen Dimension von Benjamins Denken – einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der deutsch-jüdischen Moderne. Richtungsweisend ist das Buch dort, wo es das Jüdische auch jenseits geschichtlicher Kontingenzen wie Exil und Verfolgung – doch wohlgermerkt im geschichtlichen Kontext – als bewahrungswürdige und unserer Zeit zuträgliche Tradition ins Auge fasst.

Vivian Liska, Antwerpen